

Preis-Räthsel.

Bein, Igel, Balken, Hagel, Witu, Rind, Birne, Bern, Name, Hand, Wonne, Karten, Pilz, Diebe, Rede, Wolle, Weste, Reim, Ohr, Leid, Reihe, Pest, Last, Kegel, Wanne, Bier, Nabe, Weib, Wand, Feder, Salm, Hase, Molch, Ort, Haut, Meile, Busen, Reiter, Laute, Scholle.

Von jedem Wort ist durch Umtauschen eines Buchstabens an beliebiger Stelle ein neues Hauptwort zu bilden, dertart, daß die neu eingefügten Buchstaben im Zusammenhang ein bekanntes Sprichwort ergeben.

Zur Lösung des Preis-Räthfels sehen wir Gewinne aus. Aus allen spätestens bis Mittwoch Mittag frankirt, An die Redaktion des Freiburger Anzeigers (mit der Aufschrift „Preis-Räthsel-Lösung“) eingesandten richtigen Lösungen wird in unserem Redaktions-Bureau gelost und der Name der Gewinner nebst der richtigen Lösung dann in der nächsten Nummer bekannt gemacht. Annahme Zusendungen und solche ohne vollständige Auflösung kommen nicht in die Urne!

Um Unzuträglichkeiten bei der Auswahl der Gewinne zu vermeiden, bitten wir die Einsender von Auflosungen um Altersangabe. Lösungen ohne Altersangabe kommen nicht in die Urne.

Irrener.

Roman von H. v. Götzendorff-Grabowski.

(12. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Ich eben so wenig, Herr Hartmann. Es ist lediglich Majia, über die ich mit Ihnen sprechen möchte. Ihr droht Gefahr durch die Beziehungen zum Ebelhose!“

„Halten Sie den Mund, Werner, das ist das Beste! Meine Tochter geht Sie so wenig an, als ob Sie diese niemals gekannt hätten. Und für „gute Rathschläge“ bin ich eben so wenig zu Hause — ein für allemal!“

Mit Mühe kämpfte Lucian gegen den in ihm aufsteigenden Zorn.

„Ich kann Sie nicht zwingen, höflich mit mir umzugehen und mich anzuhören,“ erwiderte er mit erhobener Stimme, „ebenso wenig Gewalt haben Sie in demselben über mich und mein Thun. Sie können mich nicht abhalten, auch in Zukunft über Majia zu wachen! Mein Arm ist stark genug, sie vom Abgrunde zurückzujagen, wenn der eigne Vater es unterläßt! Ich werde thun, was ich für meine Pflicht halte. Mag danach kommen, was da will!“

Damit wandte er sich kurz grüßend ab, um einer neuen Entgegnung des Mannes zuvorzukommen, den er von Grund seines Herzens verachtete, aber schonen wollte und mußte, weil er Majas Vater war!

Herrenstein war verdrüsslich — unzufrieden mit der ganzen Welt und sich selbst. Das Gespräch mit dem jungen Werner, dem er seine Achtung nicht versagen konnte, hatte ihm die eigene Thorheit und Schwäche klar zum Bewußtsein gebracht. Was wollte er mit dem Mädchen von der Herkunft, von der mangelhaften Bildung der Gärtnerstochter? Wohin war es mit ihm gekommen, daß es diesem Mädchen gelang, dertart seine Gedanken, seinen Willen zu beeinflussen?

Unmuthig griff er nach einigen noch unaufgeschnittenen Brothkrumen, welche die letzte Post gebracht hatte. „Ich will mich ermannen! Ich will die Thorheit abzuschütteln versuchen!“ sagte er sich, und merkte erst nachträglich, daß er laut gedacht hatte. Ganz unerwartet fand sein lobenswerther Entschluß sogleich die gebührende Anerkennung. „Das ist brav von Ihnen!“ sagte von der Thür her eine frische, etwas tiefe Frauenstimme. Hastig wandte er sich um und sah sich einer hohen, kräftig-schlanken Frauengestalt in dunklem Reifkleide gegenüber.

„Guten Tag, Graf Herrenstein! Ich stelle mich Ihnen als Nachbarin vor; ich bin Wanda Jablonska. Sie werden sich hoffentlich nicht darüber aufhalten, daß ich Ihnen den ersten Besuch mache.“

„Sicherlich nicht, gnädige Frau. Sie wissen, daß ich leidend bin und Ihr Besuch deshalb eine Art Samaritertat ist,“ erwiderte der Graf artig. „Ich entbehre in meiner Einsamkeit schon längst den Umgang mit geistvollen Frauen.“ Damit sprach er keineswegs die Wahrheit. Zur Zeit entbehrte er nichts. Und es würde ihm weit lieber gewesen sein, wenn diese Frau nicht gekommen wäre, um ihn in seiner jetzigen Verfassung auszuholen und nach befriedigter Neugier Episteln über den „armen Herrenstein“ nach allen Windrichtungen hin loszulassen. Daß dergleichen geschehen würde, dessen glaubte er gewiß sein zu dürfen.

Ungern zog sich die Jablonska einen Stuhl neben das Ruhebett des Grafen. „Egen Sie sich sogleich nieder, wenn Sie wünschen, daß ich noch eine Viertelstunde bleibe,“ sagte sie. Er gehorchte. Wenn die Frau nun einmal hier war, so mochte sie ihn ein wenig zerstreuen und auf andere Gedanken bringen. „Ergählen Sie mir Einiges von „draußen“, gnädige Frau,“ sagte er, „von der Welt, aus der ich mich freiwillig verbannte.“ „Das kann ich leider nicht, lieber Graf. Ich komme nicht aus jener Welt, sondern aus einer einsamen Sommerast in den Schweizer Bergen. Mein einziger Umgang war die Natur.“ Er schaute sie ungläubig an. „Eine junge, schöne Frau — und menschenfeind?“

„Das bin ich keineswegs, aber die meisten Menschen langweilen mich und ich halte sie im Allgemeinen für schlecht. Schon seit sieben Jahren, das heißt seit der Trennung von meinem Gatten, habe ich mir das Leben danach eingerichtet. Sie erzählten wie ein Mädchen, Graf Herrenstein, weil es Ihnen peinlich ist — peinlich für mich! — daß ich eine Sache berühre, die man in unseren Kreisen mit dem direkt Vertheiligten nicht zu besprechen pflegt — (hinter dem Rücken dafür um so gründlicher!) Ich finde das, wie Vieles im Sitten-Codex der Gesellschaft, gar nicht richtig. Warum sollen Leute, die in ehrlicher Absicht den Versuch unternehmen, zu gegenseitigem Nutzen und Frommen ihren Lebensweg zusammen zurückzulegen, das Mißlingen ihrer guten Absicht nicht offen einbekennen? Warum sollten sie sich dessen schämen, warum deshalb verachtet werden? Wir, mein Mann und ich, paßten nicht zu einander. Er empfand sehr bald, daß es ihn ungebührlich einengte, seine Junggesellen-gewohnheiten bis zu einem gewissen Grade einschränken und bis zu einem gewissen Grade meine Interessen theilen zu sollen. Auf beiden Seiten hatte man sich das „Opfern“ leichter vorgestellt. In solchem Fall ist die Frau meistens gefügiger als der Mann und bereit, bei dem geringsten Entgegenkommen von seiner Seite viel von ihrer Eigenart herzugeben. Wer sich in unserer Ehe am wenigsten accommodationsfähig zeigte, will ich dahin-gestellt lassen; genug, wir versuchten, da es mit dem „Eins-sein“

nicht gehen wollte, möglichst friedlich nebeneinander zu leben. Da es aber in einer Ehe zwei Gänge nicht geben kann, so bildeten wir zwei jämmerliche Halbheiten. Nur die Trennung konnte Jedem von uns dazu verhelfen, wieder für sich ein Ganzes zu werden. Ich erfasste das zuerst, in den langen einsamen Stunden, während welcher mein Gatte seinen verschiedenen Sports nachging, und stellte es ihm eines Tages ruhig vor. Er wollte nichts davon wissen; er meinte, ich könnte mit meinen landwirthschaftlichen Interessen, meinen Büchern und meinen Thieren genug haben, wie vor meiner Verheirathung. Er besaß kein Verständniß dafür, daß eine Frau niemals in den Wunsch- und Gefühlskreis ihrer Mädchenzeit zurückkehren kann; daß für sie andere Lebensbedingungen gegeben sind. Ich besaß einen Gatten, ich hatte den Traum von gemeinsamem Schaffen, von geistiger Gemeinschaft geträumt — so lange ich ihn sah, konnte ich das nicht vergessen, konnte ich das feilsche Gleichgewicht nicht zurückgewinnen. Ich bestand auf der Trennung (eine gesetzliche Scheidung hat niemals stattgefunden) und er ging endlich darauf ein. Jahre hindurch verkehrten wir nur ganz vorübergehend, wie Bekannte, miteinander. Eines Tages aber erreichte mich die Mittheilung, daß mein Gatte auf der Jagd verunglückt sei. Sofort eilte ich zu ihm, kam noch zurecht, ihn lebend und bei Bewußtsein zu treffen, vermochte aber leider, trotzdem Alles aufgegeben wurde, das entliehene Leben nicht festzuhalten. Und er lebte doch so gern! In seinen letzten Augenblicken sagte er mir: „Du bist ein braves Weib, Wanda. Wir hätten zusammen bleiben sollen!“ Diese Erinnerung ist mir lieb, aber ich weiß, daß mein Mann, wenn er Genesung gefunden hätte, doch wieder die alten Wege gegangen wäre. Niemand kann aus seiner Haut fahren. Auch ich kann es nicht. Und deshalb bleibe ich allein. Warum ich Ihnen, dem Bekannten einer Stunde, das Alles erzählt habe? Möge es Ihnen vorläufig noch unerklärt bleiben. Vielleicht geschah es, weil ich gute Nachbarschaft mit Jendrewa halten und deshalb von dem Grafen Herrenstein gut gekannt und richtig beurtheilt werden möchte. So! Nun verlasse ich Sie und die unterbrochene Letzt-zeile kann wieder zu ihrem Recht gelangen.“

„Aber Sie kehren wieder, nicht wahr? Leidenden gemährt man, wie den Kindern, gewisse Vorrechte. Ich möchte die meinen ausüben.“

Wanda Jablonska erhob sich und trat näher zu seinem Ruhebett. Sie hatte fast etwas Mütterliches an sich, als sie sagte: „Sie sind ein Kind, lieber Graf! Hätten Sie sich sonst nicht schon längst von den falschen Ehrbegriffen, von dem ganzen conventionalen Komödienspiel unserer Kreise emancipirt? An irgend einer gesellschaftlichen Differenz wollen — meist handelt es sich ja dabei um die größten Nichtigkeiten! — das eigene und ein fremdes Leben gefährden! Sie duelliren!“

„Sie wissen es so gut als ich, gnädige Frau, daß ich in meiner Stellung —“

„Ich weiß Alles, was Sie mir sagen könnten. Und wir wollen die Duellfrage, über welche schon so viel gesprochen und geschrieben wurde, nicht zum Gegenstande einer neuen Diskussion machen. Wäre ich ein vermögender Mann — ich würde mich wahrlich nicht dazu herablassen, einer von vielen Gesellschaftsaffen zu sein, und keine Stellung bekleiden, die mir dergleichen Zumuthungen bringen könnte. Adieu, lieber Herrenstein. Ich sehe bald wieder nach Ihnen und hoffe auch, Sie bald einmal bei mir empfangen zu können.“

Beim Verlassen des Zimmers stieß Frau von Jablonska auf Jmhoff, der schon einige Minuten an der Thür gestanden hatte, und schritt mit leichtem Gruße an ihm vorbei.

„Den Teufel auch! Sie machen es hier wie überall! Sie zaubern die schönen Weiber aus dem Erdboden!“ sagte er näher tretend. „Wer ist denn diese wundervolle Person, Herrenstein? Und wo kam sie her?“

„Fragen Sie nur nicht Feuer, Jmhoff, das wäre hier aus-sichtslos. Näheres sollen Sie erfahren, nachdem ich mich ein bißchen ausgeruht habe — und sollen auch, wenn es in Ihren Wünschen liegt, der „wundervollen Person“ bald in optima forma vorgestellt werden. Auf später also!“

(Fortsetzung folgt.)

Verchiedenes.

* In Drachsfried (Bayern) ist nun schon die zweite der vor sechs Wochen von einem wüthenden Hunde gebissenen fünf Personen, der 28 jährige Dienstknecht Georg Neppel in Neßberg, unter schrecklichen Qualen gestorben. Neppel war vor zwei Wochen anscheinend geheilt aus Berlin zurückgekehrt. Plötzlich fühlte er an der Stelle, wo die Bißverletzung erfolgt war, Schmerzen; bald zeigten sich unmerkliche Anzeichen des Ausbruchs der Wuthkrankheit. Das erste Opfer der Seuche, der 14 jährige Josef Schönberger von Gashütte, starb schon während der Behandlung in der Berliner Heilanstalt. Die übrigen drei aus Berlin zurückgekehrten Personen sind anscheinend völlig gesund. In Mitten wurden von einem wuthverdächtigen Hund zwei Kinder gebissen.

* Die anhaltende „Verstimmung“ der Börse und der Fall der Action haben anscheinend eine wahre Hungersnoth in Berlin erzeugt. In welchem Maße die Opfer des Kursturztes leiblich heruntergekommen waren, das zeigt eine anschauliche Schilderung, die der „Confectionär“ von dem Eröffnungsschmause in dem Waarenhause Tiez entwirft. Das Fruchtblatt schreibt: „So etwas haben die ältesten Festeher noch nicht mitgemacht. Ein Zola hätte Studien machen können und einige besonders hübsche Stücken seien dem Kulturhistoriker der Zukunft aufbewahrt. Zwei Herren theilten brüderlich eine Riste Cigarren, während andere kleinere Quantitäten in den Rocktaschen verschwinden ließen. Der Sekt wurde aus Biergläsern getrunken, und selbst diese dickbauchigen Sektflaschen von ganz besonders geschickten Gästen escamotirt. Ein Herr nahm kurzerhand den ganzen Napf mit Kaviar, 2 1/2 Pfund, und er schaffte es, obwohl er wohl nicht wußte, was er aß. Ein anderer packte einen ganzen Kajan mit Federn in eine Serviette, wobei er „versehenlich“ den silbernen Speiß mitgehen ließ. Außer den Servietten waren Noten aus der benachbarten Bücherabtheilung zum Einpacken sehr beliebt. Im Handumdrehen waren die Büffets, die über 5000 Mark gekostet hatten, und mit denen das englische Haus A. Juxter ein Meisterwerk geliefert hatte, geräumt. Was nicht zu essen war, wie Auspuß u. s. w., wurde zerschlagen. Der Hoflieferant Hefler, der seine Mitbürger doch genau kennt, stand faumend dabei und that den klassischen Ausspruch: „Det sieht ja aus, als wenn de Berliner seit Weihnachten nicht jeßten haben.“ Und es sah eigentlich noch schlimmer aus. Es waren sehr leistungsfähige Leute da; denn neben den großen Eßpor-zellen, neben ungezählten Flaschen edelsten Rhein- und Bor-

deauweins wurden sechshundert Flaschen Sekt vertilgt. Lom-broso scheint in einigen Punkten mit seinem „Weib als Ver-brecherin“ recht zu haben. Denn wir können es nicht unter-brüden, die Damen thaten sich besonders hervor. Sie gingen sogar soweit, daß sie nicht nur nach dem Worte Homers „die Hände ausstreckten zum lecher bereiteten Mahle“, sondern, nach dem sie ihren Appetit gestillt, suchte auch ihr Schönheitsfuss Be-friedigung und fand die Blumenarrangements, die von ihnen weiblich geplündert wurden. Erst als „es nichts mehr gab“, konnten diese „lieben Gäste“ mit Mühe und Noth herausbugirt werden.“

* Französische Luftschiffer. Ein Luftballon, der in der Weltausstellung zu Paris aufgestiegen war, ging in der Nähe von Marburg, nordwestlich von Kassel, nieder. Die drei Herren, die sich im Ballon befanden, hatten eine Distanzwettfahrt nach Berlin geplant und würden auch dahin gelangt sein, wenn sie nicht irthümlicherweise den sehr hoch gelegenen, elektrisch beleuchteten Thurm der Aktienzuckerfabrik Marburg im Dunkel der Nacht für einen Leuchthurm angesehen hätten und hierdurch zu dem falschen Glauben gelangt wären, sich am Meeresstrande zu befinden. Der Irrthum veranlaßte zu eiliger Landung. Doch hatten sie hierbei erhebliche Schwierigkeiten. Der Anker faßte nicht, und der Ballon saß plötzlich in der Höhe von 30 Metern an einem Hinderniß fest. Ein Luftschiffer wagte es, hinabzu-klettern und schließlich abzuspringen, zog sich aber hierbei erheb-liche Verletzungen zu. Schließlich gelang die Landung mit Hilfe von herbeigeholten Leuten. Die Luftschiffer ließen sich von der Polizei Anwesenheit und Landung bescheinigen und traten dann mit der Bahn die Rückreise nach Paris an.

* In der „N. W. Z.“ lesen wir: Einem schrecklichen Tode ist nur mit knapper Noth vor Kurzem die Tochter eines namhaften New-Yorker Arztes entgangen. Miß Margaret Shannon weilt mit ihrer Mutter und Schwester in dem Seebad Lake Hopatcong im Staate New-Jersey. Die beiden jungen Mädchen ruderten eines Nachmittags in einem Boot nach Huckleberry-Hill hinüber, um in dem nahe am Strande be-ginnenden Walde Beeren zu pflücken. Sie hatten diese Be-schäftigung kaum begonnen, und sich dabei mehrere Schritte von einander entfernt, da hörte die jüngere Miß Shannon ihre Schwester um Hilfe schreien. Entsetzt blieb die Herbeilende am Rande des Waldchens stehen, als sie gewahrte, daß Margaret bis an die Taille in merkwürdig aussehendem Sand verfunken war und verzweifelte Anstrengungen machte, sich herauszuarbeiten. Die geklenden Angstkrämpfe der Unglücklichen wurden von einem in der Nähe sich aufhaltenden Farmer vernommen, der sofort errietht, an welche Gefahr es sich handelte. Er wußte, daß sich in der Gegend, aus der das Geschrei ertönte, die Stelle befand, die man unter dem Namen „Sinking Sands“ kannte und fürchtete. Im vorigen Jahre waren dort zwei Damen aus New-York hincin-gerathen und erstickt, ehe man ihnen Hilfe bringen konnte. Ihre Leichen wurden erst zwei Wochen später gefunden. Mit dem weithin schallenden Ruf: „Muth! Arme hoch!“ lief der Landmann zu der gefährlichen Stelle. Es war die höchste Zeit, daß Rettung nahte. Das junge Mädchen vermochte nur noch mit Mühe seine Arme aus dem Sande, der ihm bereits bis zu den Schultern reichte, herauszuziehen. Zudem der Retter häufig ganze Büschel aus der Erde riß und der Sinkenden zuwarf, rief er, sie solle sich mit den Armen darüber legen, um auf diese Weise das Gewicht ihres Körpers auf eine möglichst große Fläche des tückischen Erdreichs zu vertheilen. Und immer von Neuem er-mahnte er sie dringend, die Hände bis zum letzten Augenblick in die Höhe zu strecken. Dann bedeckte er mit Hilfe der Schwester, die Sträucher aus dem Boden und herabhängende Zweige von den Bäumen reißen mußte, den Triebband von dem Rande des festen Terrains aus bis zu der Stelle, wo der Miß Shannon von Sekunde zu Sekunde tiefer sank, mit einer Art Brücke von Strauchwerk. Der eignen Gefahr nicht achtend, legte sich der Mann der Länge nach über diese unsichere Brücke und hoch Zoll für Zoll weiter, bis er mit der ausgestreckten Rechten eine Hand der Verunglückten erfassen konnte. Er durfte es nicht wagen, die Sinkende mit beiden Händen zu halten. Dank seiner ungewöhnlichen Muskelkraft gelang es ihm nach unsäglichen An-strengungen, die schon halb Ohnmächtige dem sie wie in einer eisernen Umarmung haltenden Sandgrube zu entreißen. Ihre furchtbare Erlebniß schildert die Gerettete, die sich nur schwer von dem Schreck erholen konnte, folgendermaßen: „Als ich plötz-lich den Boden unter mir weichen fühlte, wollte ich die Flucht ergreifen, doch vermochte ich keinen Schritt mehr zu machen. Es war mir, als hielte Jemand meine Füße fest und zöge mich mit unwiderstehlicher Gewalt hinab. So sehr ich auch kämpfte, um mich frei zu machen — ich sank nur immer tiefer. Ehe ich Mr. Saunders mir entgegenziehen sah, war ich fest überzeugt, sterben zu müssen.“ Infolge der ausgedehnten Todesangst ist das Haar der kaum Zwanzigjährigen in den wenigen Stunden an den Schläfen ergraut.

* Stohlfußler eines Landpfarrers. Unter alten Alten-frücken hat der „Kirchliche Anzeiger für Württemberg“ etliche Merkwürdigkeiten aufgeführt, darunter nachfolgenden poetischen Stohlfußler eines Landpfarrers, dem Fortuna wohl vieles Lebendige, doch wenig Gemünztes bescheert hat: „Ach meine Pfarr' ist gar zu klein Und trägt so lerge Sportel ein, Daß ich bald haben werd', o weh! Mehr Gläubiger als Gläubige.“

Eingefandt.

(Ohne Verantwortlichkeit der Redaktion.)

Wer ein schwachen Magen hat

und an Appetitlosigkeit leidet

nehme Toril. — Toril hat den großen Vortheil, daß es den Appetit anregt und fördert, so daß Toril-Nahrung allein schon genügt, um Magenschwache rasch und kräftig zu fördern. Man gebe für jeden Teller Suppe 1/2, bis 1 Theelöffel Toril hinzu. — Toril ist Fleischextrakt aus bestem Ochsenfleisch mit kräf-tigenden und nahrhaften Substanzen.

Man verlange überall „Toril“.